



Und Jimmy ging nach Lüneburg

Ortstermin: Wie der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Niedersachsen aus die Welt verbessern will

Am Morgen ist er, aus dem Sudan kommend, in Hamburg gelandet, seit kurz nach Mittag ist er in Lüneburg, ein Mann von 83 Jahren, mit festem Schritt und breitem Lachen, die Frau an seiner Seite ist drei Jahre jünger, straff, sehr gerade, mit kontrolliertem, wachem Blick.

Lüneburg ist eine backsteinrote Hansestadt im nördlichen Niedersachsen, wo man derzeit das Jahr des Stint-Fischs begeht.

Jimmy Carter ist Friedensnobelpreisträger und ehemaliger US-Präsident, und Rosalynn ist seit 61 Jahren seine Frau.

Immer wieder, wird Rosalynn Carter später in einer ruhigen Minute sagen, nehme sie sich vor, nicht schon wieder mitzufahren. Und immer wieder sei sie doch mit dabei.

Er lacht.

Lacht dieses Jimmy-Carter-Lachen, das früher vielen suspekt war, der Mann schien Gefühle zu haben und nicht die Absicht, sie zu kontrollieren. Einen „maverick“, einen Außenseiter, so haben sie ihn oft genannt, diesen 39. Präsidenten, im Amt von 1977 bis 1981, einen Außenseiter, von dem man dann eine Weile nichts mehr hörte und später sehr viel.

Was man hört in diesen Tagen, ist, dass er die Politik im Nahen Osten für Apartheid und die seines Nach-Nach-Nachfolgers George W. Bush für die „schlechteste aller Zeiten“ halte, und als das Weiße Haus zurückgab, nun zeige dieser Carter endgültig, wie irrelevant er geworden sei, hat er mit dem Lachen nicht aufgehört.

Sie kennen dieses Lachen nicht, diese Erstsemester, die in der Lüneburger Sankt Michaeliskirche zu dem Mann aus Georgia aufschauen. Als er, der Demokrat, das Amt dem Republikaner Ronald Reagan übergab, waren sie noch nicht einmal geboren. Ein „Elder Statesman“. Ein Ehemaliger. Von Ehemaligen ist zurzeit allerhand zu hören und zu sehen.

Von Joschka Fischer, der verdächtig gutgelaunt sein Ego pflegt und grollend wahrnimmt, dass er nicht über seine Zeit hinaus

das Denken und Handeln seiner Partei bestimmt.

Von Gerhard Schröder, der sich seine Existenz gesichert hat an der Seite Putins, während der sich die Frage stellt, wie er sein ganzes Land lebenslänglich unter seine Kontrolle bringt.

Carter? Carter hatte viel Zeit, seit er 1981 „unfreiwillig das Weiße Haus verließ“, er sagt es lachend selbst.

Er war der mächtigste Mann der Welt, hatte jenen Job, nach dem es so schwerfällt wie nach keinem anderen, etwas Neues zu finden und „ich bin“ zu sagen anstatt „ich war“.

Was lernt man von so jemandem? Er ging von Washington zurück nach Plains in

hängig genug sein, um solche Dinge zu tun. Er wirkt wie aus der Zeit gefallen, oder ist er womöglich vornedran?

In Lüneburg sagen sie, man teile das „Wertesystem“ mit Mr. Carter, deshalb habe man ihn eingeladen. Die Universität haben sie reformiert und wollen „soziale Verantwortung“ zum Studieninhalt erklären, deshalb arbeiten sie mit der Jimmy & Rosalynn Carter Stiftung zusammen. Am Abend werden die Carters Preise vergeben, an Studenten aus Mannheim, Lüneburg und Essen, für Streitschlichtung an Schulen haben die sich eingesetzt oder Öffentlichkeitsarbeit von Jugendhäusern, lauter Dinge, für die in einem modernen, fest verplanten, streng nach vorn ausgerichteten Bachelor-Studiengang fast keine Zeit mehr bleibt.

Lüneburg sei anders, sagt Holm Keller, der Vizepräsident. Man solle weiter denken lernen. Man brauche Vorbilder. In Lüneburg solle soziale Verantwortung künftig Teil des Lehrplans sein.

Kann man Mitgefühl unterrichten? Interesse für die da draußen, denen es schlechter geht als einem selbst?

Der Ex-Präsident wird vor der Kirche um Autogramme bestürmt, dann ist er weg, und manche diskutieren leise, wie viel man bei Ebay wohl dafür erlöst.

Carter sitzt nun in einem ruhigen Raum im Rathaus und spricht über Arroganz und Selbstsucht, „deren wir alle schuldig sind“, und seine Frau sagt, „es tut privilegierten Studenten sehr gut, etwas von der Wirklichkeit zu sehen“, und er beschreibt jenen Reflex, den man überwinden müsse – die Scheiben hochzukurbeln und die Musik laut zu stellen, wenn man durch das Elend fährt. Es geht, sagen sie, sie sagen es beide. Zwei alte Menschen wollen die Welt verändern, und es ist nicht leichter geworden als früher, ganz bestimmt nicht, aber der Versuch schadet nicht, der Welt auf jeden Fall nicht, und seine Frau macht mit, und er mag sich nicht schonen.

Wenn er das Leben als Präsident mit dem als Ex-Präsident vergleicht: Das als Ex findet er besser. Unbedingt.

BARBARA SUPP



Ex-Präsident Carter in Lüneburg: „Ihr seid verantwortlich, ich auch“

Georgia, 635 Einwohner, er war weg, ein paar Jahre lang, und dann war er wieder da. War überall, als Helfer, Wahlbeobachter, Vermittler, in Haiti, Panama, Nordkorea, in Bosnien, Ruanda, im Nahen Osten sowieso.

War in den Tagen vor Lüneburg in Darfur und hat sich mit Polizisten angelegt, die ihn nicht mit Flüchtlingen reden lassen wollten, und nun steht er in der Michaeliskirche vor diesen 1400 Erstsemestern der Uni Lüneburg und sagt, Darfur, „wer ist dafür verantwortlich? Ihr seid es. Und ich auch“.

Ein Handy klingelt leise. Sonst sind die Studenten still.

Carter spricht vom Helfen und vom Teilen, er lobt die „Freiheit“ der Studententage, nie wieder, sagt er, werde man unab-

FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS